

SPILL

BILD: DEVOLVER DIGITAL



Im Laufe des Spiels empfängt Fortuna verschiedene Besucher*innen und sagt ihnen – mit Hilfe der Spieler*innen – die Zukunft voraus.

SPIELETIPP

The Cosmic Wheel Sisterhood

Joël Adami

Eine Hexe im Exil beschwört einen Dämon, um ihrer Bestrafung ein Ende zu setzen. Sie findet dadurch einen neuen Zugang zu ihrer Magie. The Cosmic Wheel Sisterhood besticht durch eine spannende Erzählweise und interessante Spielmechanik.

Fortuna hat nach 200 Jahren genug von ihrem Exil. Sie ist Wahrsagerin und hatte den Untergang ihres Hexenzirkels vorhergesagt, was mit tausendjähriger Verbannung bestraft wurde. Das Ritual, um einen Behemoth namens Abrammar zu beschwören, klappt – doch es kommt alles ein wenig anders, als es sich Fortuna vorgestellt hat. Der Dämon sorgt nicht etwa dafür, dass sie wieder in Freiheit leben kann, jedoch kann sie wieder Besuch empfangen. Außerdem bekommt sie ihr Tarotdeck nicht zurück, sondern erhält die Fähigkeit, selbst Karten zur Weissagung herzustellen.

Diese Karten stellen die Spieler*innen selbst her. Aus verschiedenen vorgefertigten Hintergründen, Motiven und Details lassen sich die unterschiedlichsten Modelle virtuell gestalten. Je nachdem, welche Kombinationen gewählt werden, hat die daraus entstehende Karte andere Eigenschaften und eine andere Symbolik bei der Weissagung. Die Besucher*innen, die Fortuna empfängt, wollen ihr neues Kartendeck natürlich ausprobieren, sodass sie ausgiebig Gelegenheit erhält, die Zukunft vorherzusagen. Die Spieler*innen wählen dabei aus, welche der gezogenen Karten für einen Teilbereich der Weissagung herangezogen wird, was den Spielverlauf verändern kann.

Fortuna wird nicht nur von einsichtigen Hexen-Freundinnen besucht, sondern auch von ehemaligen Mentorinnen oder anderen Bittsteller*innen. So erfährt sie, was während der letzten 200 Jahre in ihrem Hexenzirkel

passiert ist, und dass große Veränderungen bevorstehen. Kann sie in ihrer Rolle als Wahrsagerin Einfluss darauf nehmen? Und wie schwer wiegt das Versprechen, das sie dem Behemoth als Gegenleistung für seine Dienste gegeben hat?

The Cosmic Wheel Sisterhood ist kein besonders komplexes Spiel, die Spielmechanik beschränkt sich vor allem auf das Auswählen von Dialogoptionen und das Erstellen und Ziehen der Wahrsagekarten. Die möglichen Interpretationen der gezogenen Karten sind dabei aber – wie beim „echten“ Tarot – sehr frei. Es sind vor allem die Geschichte und die vielen Einflussmöglichkeiten der Spieler*innen darauf, die das Spiel so fesselnd machen. Die verschiedenen Charaktere, die Fortuna besuchen, bringen alle ihre eigenen Wünsche und Vorstellungen mit und teilweise müssen die Spieler*innen harte Entscheidungen treffen. In Rückblenden werden Fortunas Vorgeschichte und ihr Werdegang als Hexe genauer beschrieben, wobei die Spieler*innen auch hier nicht gänzlich passiv sein müssen.

Die Pixelart-Grafik, die trotzdem sehr detailreich ist, passt zur Stimmung des Spieles und unterstreicht sowohl die Magie der Karten als auch die diversen und liebevoll gestalteten Charaktere, auf die Fortuna im Laufe des Spiels trifft. Das Spiel schafft es, sowohl eine übergreifende Geschichte als auch kleine, persönliche Vignetten zu erzählen. Zentrales Thema ist neben Freund*innenschaft in all ihren Facetten auch die Frage nach dem Schicksal und damit dem freien Willen. The Cosmic Wheel Sisterhood liefert darauf keine eindeutigen Antworten, jedoch viele Denkanstöße.

Für Windows und Nintendo Switch, ca. 17,50 Euro.

INTERVIEW

BACKCOVER

Meret Eberl

María Elorza Saralegui

Seit 2022 fotografiert Meret Eberl nichtbinäre Menschen, die in der Sexarbeit tätig sind. Auf den Juni-Backcovers der woxx zeigt die in Berlin lebende Fotografin eine Auswahl ihrer analogen Porträts, mit denen sie Momente der Verbundenheit und Identitätsbildung festhält.

woxx: Die Ostkreuzschule für Fotografie in Berlin, an der Sie Ihren Abschluss gemacht haben, ist bekannt dafür, einen Schwerpunkt auf analoge Fotografie zu legen. Was fasziniert Sie an der analogen Fotografie?

Meret Eberl: Einmal das Warten und sich Zeit nehmen müssen. Ich habe kurz vor meinem Abi die alte analoge Kamera meiner Eltern gefunden; es war mir sofort klar, dass ich das Handwerkliche daran sehr mag. Gerade zu Beginn dachte ich beim Fotografieren müsse alles ganz schnell gehen, es dürfe bloß nicht zu viel Zeit in Anspruch genommen werden. Das hat sich komplett gewandelt: Die Menschen fühlen sich anders wahrgenommen, wenn ich mit einer analogen Kamera vor ihnen stehe. Sie merken, ich nehme mir Zeit und müssen sich darauf einlassen. Es dauert, und es entstehen ganz andere Situationen, als die, die man anfangs einfangen wollte.

Weil die Personen sich der Kamera weniger bewusst werden?

Genau. Die Personen sitzen ein paar Minuten lang vor mir, bevor ihre Konzentration woanders hingeht. Das ist genau der Moment, den ich einfangen will, es ist ein kurzer Moment von Verlorengelassenheit. Es passiert nicht immer, aber ich merke, dass die analoge Fotografie Leuten hilft, kurz loszulassen. Und das war für mich auch ein wichtiger Teil meiner Porträt-Serie. Ich wollte, dass diese Momente entstehen.

Ihre Serie trägt den Titel „NBSW“. Woher kommt er?

„NB“ wird meist als Akronym für nicht binäre Personen und „SW“ für Sexwork verwendet. Ich bin mit den Personen über soziale Plattformen in Kontakt gekommen. Auf diesen sind diese Abkürzungen sowohl für die eigene Arbeit als auch für Identitätsbeschreibungen sehr häufig, denn Nutzer*innen werden sonst schnell gesperrt. Dadurch hat sich „NBSW“ als Arbeitstitel ergeben. Danach hätte es sich falsch angefühlt, einen anderen Titel darüber zu stülpen. Es hätte sich angefühlt, als wolle ich den Leuten, die gezeigt werden, etwas in den Mund legen. Außerdem war das Ziel meiner Arbeit auch, dass man in den

Zur Künstlerin:

Meret Eberl arbeitet als freie Fotografin und Assistentin. Das Studium absolvierte sie an der Ostkreuzschule für Fotografie in Berlin. Ihr Interesse gilt besonders der Auseinandersetzung mit Identität und sozialen Strukturen, sowie der Suche nach einem Platz in sich und der Gesellschaft. Diesem Themenkomplex nähert sie sich über analoge Porträts und Stillleben. Ihre Serie „NBSW“ wird sie nach einer kurzen Pause Ende dieses Jahres weiterführen. Eberls Arbeiten sind auf www.mereteberl.com zu finden.

Die Fotografin Meret Eberl ist in Köln geboren und lebt seit ihrem Studium in Berlin, wo sie als freie Fotografin arbeitet.



COPYRIGHT: MERET EBERL

Fotos nicht unbedingt sieht, dass es um Sexarbeit geht. Im Kontrast dazu fand ich es spannend, eine faktische, kurzgehaltene Beschreibung – nichts, was viele Meta-Ebenen aufmacht – als Titel zu nehmen.

Wie ist die Idee zu einer Serie über nichtbinäre Sexarbeiter*innen entstanden?

Ich bin in der Nähe von Köln aufgewachsen, dort gab es, als ich klein war, eine Straße außerhalb der Stadt, auf der einige Wohnwagen standen. Ich fand das als Kind schon ganz spannend, weil die Erwachsenen nicht richtig darüber geredet haben. Man wusste, es passiert irgendetwas im Dunkeln. Gerade als Kind und Jugendliche hängt man an dieser Mystifizierung und den Erzählungen, die man vermittelt bekommt, fest.

„Wo findet Identitätsbildung statt und wie entwickelt sich die Branche weiter, ohne dass die breite Gesellschaft es wirklich mitbekommt?“

Jahre später mitten in der Pandemie kam, kam das Thema Sexarbeit in die Aktualität, weil die Branche noch stärker kriminalisiert und aus der Mitte der Gesellschaft gedrängt wurde. Ich war Anfang 20 und habe mich auch selber mit Themen wie Identität und Sexualität beschäftigt. Die Idee, den Fokus auf nicht-binäre Personen zu legen, kam aber erst während der Recherche auf. Für mich wurde die Frage wichtig: Wo findet Identitätsbil-

dung statt und wie entwickelt sich die Branche der Sexarbeit weiter, ohne dass die breite Gesellschaft es wirklich mitbekommt?

Wie sind Sie diesen Fragen nachgegangen?

Ich habe erst fast ein halbes Jahr lang zum Thema Sexarbeit recherchiert und gelesen. Es gibt etliche Meinungen, Artikel und Studien dazu. Ich musste deshalb entscheiden, worauf ich hören wollte. Da wurde mir ziemlich schnell klar, dass ich Sexarbeitenden selbst zuhören will. In Berlin-Schöneberg ist die Geschichte von Sexarbeit eine sehr wichtige. Dort gibt es auch eine Führung, von der Organisation „Trans*SexWorks“ begleitet. Die war ein wichtiger Kontaktpunkt, um mit Personen ins Gespräch zu kommen, die selber in der Sexarbeit tätig sind. Danach haben mir Organisationen wie „Trans*SexWorks“ und „Hydra“ sehr geholfen, indem sie meinen Aufruf auf ihren Plattformen veröffentlichten. Ab Dezember 2021 habe ich die ersten Gespräche mit den Leuten begonnen. Bevor ich angefangen habe, sie zu fotografieren, haben wir uns kennengelernt, sowohl um zu schauen, ob wir das Gleiche von diesem Projekt wollen, als auch, um Persönliches auszutauschen. Gleichzeitig war mir bewusst, dass es nicht der Verantwortung der Person obliegt, mit der ich mich gerade traf, mich zu bilden. Das war in den ersten Gesprächen ein ganz wichtiger Punkt für mich: Ich habe darauf geachtet, nicht zu viel Verantwortung abzugeben, sondern eher darauf zu hören, welche Weiterbildungsmöglichkeiten und Stimmen sie mir empfehlen, von denen ich lernen kann.

Schlussendlich haben Sie 15 Personen gefunden, mit denen Sie

monatelang zusammengearbeitet und die Sie fotografiert haben. Wie hat sich der teils sehr persönliche Austausch auf die fotografische Arbeit ausgewirkt?

Es war unglaublich bereichernd, aber auch schwierig. Es ist ein professionelles Arbeiten und trotzdem öffnet man sich und teilt Sachen miteinander. Anfangs wollte ich mich zurückhalten und möglichst viele Bildentscheidungen den Personen überlassen. Bis ich gemerkt habe, das funktioniert nicht: Am Ende mache ja ich das Bild, und indem ich mich zurückziehen wollte, wäre ich dieser Verantwortung nicht gerecht geworden. Dadurch hat sich ein permanenter Austausch ergeben. Ich habe immer in Zusammenarbeit mit den Menschen, die ich fotografiert habe, geschaut: „Wo stehen wir gerade? Was brauchen wir? Was wollen wir überhaupt erzählen?“ An einem gewissen Punkt musste ich die Entscheidung alleine treffen, ohne aus den Augen zu lassen, welche Konsequenzen dies nun für die Person hat, die ich fotografiere. Wir haben uns alle über einen langen Zeitraum getroffen, teilweise treffe ich Porträtierte auch weiterhin. Dieses Wiederkehrende und Wiederentdecken von Personen taucht auf den Bildern auf, wenn man sich alle durchschaut. Manche habe ich getroffen, um nur zu reden, weil sie nicht fotografiert werden wollten. Das hat sehr geholfen und war schon unglaublich intim. Ich habe mich teilweise auch ein bisschen fotografiert gefühlt, weil man durch die Gespräche und den ehrlichen Austausch immer wieder auf eine sehr direkte Augenhöhe kommt.

Neben den Porträts, die Sie in der woxx veröffentlichen, machen auch Landschaftsbilder einen Teil Ihrer

Serie aus. Inwiefern unterscheiden sich die beiden Stilformen?

Es war sehr ungewohnt, alleine mit der Kamera herumzulaufen. Während der Porträts spreche ich die ganze Zeit die Arbeit mit der Person ab. Bei den Landschaftsbildern musste ich selber entscheiden, ob ein Ort angemessen war. Sie sollten nicht denjenigen entsprechen, die in den Kopf kommen, wenn man an Sexarbeit denkt, sondern die jene darstellen, die die Personen mir beschrieben hatten. Eine weitere Schwierigkeit war, dass ich vor diesem Projekt selten Landschaften fotografiert habe. Ich habe erst durch dieses Projekt gelernt, wie sehr es sich wie Porträts machen anfühlen kann. Am Ende habe ich versucht, den Ort wie eine Person abzulichten und Berührungen – etwa eine in Licht getauchte Decke, die einen Schatten auf dem Boden wirft – zu finden.

Nach fast zwei Jahren Arbeit haben Sie die Serie zu ihrem Abschluss ausgestellt. Auf der Vernissage waren auch einige der von Ihnen porträtierte Menschen. Wie waren deren Reaktionen?

Ja, manche waren auf der Ausstellung, das war ganz toll. Sie kannten vorher schon ein paar Bilder, aber hatten nicht die gesamte Serie gesehen. Es war ein sehr schöner Moment. Die Reaktionen waren uneingeschränkt positiv, es war eine große Erleichterung und Freude. Es hat sich angefühlt, als schlosse sich ein Kreis, auch wenn ich die Serie gerne weiterführen möchte. Denn die Arbeit ist beidseitig, und es ist mir wichtig, dass ich mit denen, die das wollen, weiterhin im Austausch bleibe.